

Aus:

PETER BRAUN, BERND STIEGLER (Hg.)

Literatur als Lebensgeschichte

Biographisches Erzählen von der Moderne bis zur Gegenwart

April 2012, 412 Seiten, kart., mit farb. Abb., 36,80 €, ISBN 978-3-8376-2068-9

Kann die katastrophische Welt des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart noch in Lebensgeschichten erzählt werden? Die Literatur hat hierauf mit neuen Formen und scharfen Reflexionen geantwortet. Sie hat das »emphatische Ich« der humanistischen Tradition dekonstruiert, zerstückelt, verräumlicht oder mehrfach belichtet. Auch haben Metabiographien und Dokufiktionen zu einem performativen Verständnis von Lebensgeschichten geführt.

Die Beiträge in diesem Band eröffnen einen Querschnitt durch die europäische Literatur des 20. und frühen 21. Jahrhunderts. Sie legen die Verschiebungen offen, die das für unser Selbstverständnis so zentrale Muster der Lebensgeschichte in diesem Zeitraum erfahren hat.

Peter Braun lehrt Literatur- und Medienwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und leitet das dortige Schreibzentrum.

Bernd Stiegler ist Professor für Literatur mit Schwerpunkt 20. Jahrhundert im medialen Kontext an der Universität Konstanz.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts2068/ts2068.php

Inhalt

Die Lebensgeschichte als kulturelles Muster

Zur Einführung

Peter Braun, Bernd Stiegler | 9

I. URSZENEN BIOGRAPHISCHEN ERZÄHLENS

Lebensgeschichte, Topographie & biographische Spuren

Zur postmodernen Romantik in Richard Holmes' *Footsteps.*

Adventures of a Romantic Biographer

Helga Schwalm | 23

Goethe geht spazieren

Hanns-Josef Ortheils *Faustinas Küsse*, Martin Walsers *Ein liebender Mann*
und ein mögliches Paradigma biographischen Erzählens

Andrea Bartl | 41

Una vida de cine

Zur narrativen Wieder-Holung des Lebens in Miguel Delibes'

Roman *Cinco horas con Mario*

Kurt Hahn | 61

Lebensgeschichten entwerfen

Projekt und Biographie im Werk Jean-Paul Sartres

Patricia Oster | 89

II. DER BIOGRAPHISCHE ERZÄHLER

Das Leben eines Massenmörders

La mort est mon métier von Robert Merle

Peter Kuon | 115

Metamorphosen einer Biographie

Bemerkungen zu Feridun Zaimoglus *Leyla*

Dorothee Kimmich | 129

Wie kollektiv kann eine biographische Geschichte sein?

Facetten des autonarrativen »Wir«

Jürgen Link | 145

III. RÄUMLICHES ERZÄHLEN

Bildwechsel

Walter Benjamins *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* als Versuch einer Ausbildung neuer Bilder geschichtlicher Erfahrung

Bernd Stiegler | 171

Zerfahrene Lebenslinien

Über die Fragmentierung des Biographischen in Uwe Johnsons *Mutmassungen über Jakob*

Alexander Honold | 187

»Ceci n'est pas un monument«

Orte und Nicht-Orte in *W ou le Souvenir d'enfance* von Georges Perec

Barbara Kuhn | 203

»Se forger une légende«

Biographisches Erzählen und Mythos bei Maxence Ferminé

Friedrich Wolfzettel | 227

IV. ROLLENSPIELE: REZEPTIONSÄSTHETISCHE DYNAMIKEN ZWISCHEN TEXT UND LESER

Der ›Eigensinn‹ biographischen Erzählens

Das Beispiel Enzensberger

Peter Braun | 247

Das Leben im Kopf

Überlegungen zu einer rezeptionsorientierten Narratologie der Biographik

Stefanie Schäfer | 269

Biographeme im deutschsprachigen Gegenwartsroman

(Herta Müller, Monika Maron, Uwe Timm)

Dirk Niefanger | 289

V. *PERFORMING BIOGRAPHY*: POLYBIOGRAPHIEN, METABIOGRAPHIEN UND DOKUFIKTIONEN

Narrative und selbstreflexive Strategien (post-)moderner fiktionaler Metabiographien

Bausteine für eine Narratologie und Funktionsgeschichte

Ansgar Nünning | 309

»Was bedeuten solche Ähnlichkeiten, Überschneidungen und Korrespondenzen?«

W.G. Sebalds polybiographisches Erzählen

Luisa Banki | 349

Biographische Dokufiktion in der spanischen Literatur der Gegenwart

Las esquinas del aire von Juan Manuel de Prada und

Soldados de Salamina von Javier Cercas

Christian von Tschilschke | 377

Abbildungsverzeichnis | 401

Autorinnen und Autoren | 403

Die Lebensgeschichte als kulturelles Muster

Zur Einführung

PETER BRAUN/BERND STIEGLER (JENA/KONSTANZ)

I.

Die moderne Literatur ist unverbrüchlich mit dem Erzählen von Lebensgeschichten verbunden. Ob autobiographisch oder biographisch, ob chronologisch oder achronisch, ob faktual oder fiktional – Lebensgeschichten bilden den Stoff, aus dem ein nicht geringer Teil der Literatur der Moderne besteht. Das gilt auch für das *Jahrhundert der Extreme*, wie Eric Habshawn das letzte bezeichnet hat, das durch totalitäre politische und wirtschaftliche Systeme, durch Krieg und Vertreibung, durch Merkantilisierung und Umweltzerstörung gekennzeichnet ist. Im Angesicht dieses Spannungsfelds zwischen Totalitarismus, Industriekultur und postmodernen Pluralismus noch in humanistischer Tradition von Lebensgeschichten zu sprechen, scheint das Bemühen einer obsoleten Kategorie zu sein. Denn im Begriff ›Lebensgeschichte‹ klingt immer mehr an als die bloße Abfolge des Lebens. Er birgt das Versprechen, daß sich das Erlebte und Erlittene, die unendliche Zahl der Lebenssplitter zu einem Ganzen fügen, wie brüchig es auch sein mag. Mehr noch lässt er sogar hoffen, daß sich in diesem Ganzen ein Lebensmuster zeigt, das in der Erzählung sichtbar wird und diese wie einen roten Faden durchwirkt. In jeder Lebensgeschichte steckt ein Entwicklungsroman.

Eine Reihe von bedeutenden Intellektuellen und Schriftstellern hat gerade dieses Versprechen für das 20. Jahrhundert als Illusion entlarvt und die Möglichkeit von Lebensgeschichten negiert. Einer von ihnen ist Imre Kertész. In seinem *Galeerentagebuch* notiert er gleich zu Beginn unter dem Datum »1963 Weihnachten«:

»Welche Möglichkeit hat die Kunst, wenn der Menschtyp, den darzustellen sie nie müde geworden ist (der tragische), nicht mehr existiert? Der Held der Tragödie ist der sich selbst hervor- und zu Fall bringende Mensch. Der Mensch heute jedoch passt sich nur noch an.«¹

Der Mensch heute ist für Kertész der *funktionale Mensch*. Er ist durch die gesellschaftlichen Verhältnisse so vollständig von außen determiniert, daß kein Spielraum für die Folgen seines Handelns bleibt – weder für die positiven noch für die negativen. Dabei ist die Frage, ob es je anders war, müßig. Kertész' Analyse konzentriert sich auf den gegenwärtigen, geradezu vollständigen Verlust der Autonomie des Einzelnen. In den nationalsozialistischen Konzentrationslagern und dann auch im sozialistischen Ungarn mag er diesen Verlust in zugespitzter Form erfahren haben, seine Analyse ist jedoch universell angelegt. Doch auch die Verleugnung und die Kritik haben ihr Positiv, auch wenn sich dieses nur als Verlust zeigt. Gerade in der Negation beschreibt Kertész noch einmal sehr genau, was der Begriff ›Lebensgeschichte‹ an Versprechen mit sich führt.

»So lebt niemand seine eigene Wirklichkeit, sondern jeder nur die eigene Funktion, ohne das existentielle Erlebnis seines Lebens, das heißt, ohne ein eigenes Schicksal, das für ihn Gegenstand von Arbeit – einer Arbeit an sich selbst – bedeuten könnte.«²

Zum Vorschein indes kommt die ›Lebensgeschichte‹ erst *ex post*, von einem gesetzten ›Endpunkt‹ aus – und zwar durch den Akt des Erzählens. So stellt sich für Kertész die Frage, was die Literatur in dieser Lage vermag? Passt auch sie sich an, wird sie Teil des großen gesellschaftlichen Verblendungszusammenhangs? Oder gelingt es ihr, durch ein Schlupfloch zu entweichen und das System von außen zu betrachten? Kertész selbst ist sich in dieser Frage nicht sicher; viele Eintragungen in seinem *Galeerentagebuch* verraten eine tiefe Ambivalenz. So ein Notat mit dem Datum »Juni 1977«:

»Schreiben, um nicht als das zu erscheinen, was ich bin: ein Produkt von Determiniertheiten, Strandgut von Zufällen, meiner biologischen Elektronik ausgeliefert, von meinem Charakter unangenehm überrascht...«³

1 Kertész, Imre (1999), S. 8.

2 Kertész (1999), S. 9.

3 Kertész (1999), S. 77. Interessant in diesem Zusammenhang ist auch Kertész Auseinandersetzung mit Goethe anlässlich eines Besuchs in Weimar im Jahr 1980 und seine polemische Reformulierung des Anfangs von *Dichtung und Wahrheit* im Hinblick auf sein eigenes Leben. Vgl. *Galeerentagebuch*, S. 103-109.

Imre Kertész hat seit seinem Roman *Sorstalanság* (übersetzt: Schicksallosigkeit, dt. Titel: *Roman eines Schicksallosen*) ein komplexes, sich immer wieder brechendes Erzählwerk aus weiteren Romanen, essayistischen Reflexionen, Tagebuch und mehrstimmigem Lebens-Interview entwickelt, in dem er der »humanistischen Falle« mit einer »atonalen Sprache« zu entgehen versucht – ohne zu resignieren.⁴

Doch wie haben andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller das Muster *Lebensgeschichte* im 20. Jahrhundert aufgenommen, abgewandelt, hinterfragt, und neu entworfen? Denn eine Beobachtung sticht sogleich heraus: Das bio-graphische Erzählen ist nicht schlicht verabschiedet worden, sondern durchlief mehrmals einen Funktionswandel.

Selbstreflexive Formen befragten das biographische Erzählen zunächst über seine eigenen Bedingungen und versuchten, die Fiktion der Unmittelbarkeit durch das Offenlegen ihres Konstruktionscharakters und ihrer Authentifizierungsstrategien zu unterlaufen. Postmoderne Spielformen biographischen Erzählens, die unter dem Begriff der »biographischen Metafiktion« gefasst wurden, trieben die textuelle Selbstbefragung weiter, banden aber jede Referenzialität auf ein konkretes Leben zurück an die unhintergehbare Textualität und dem damit verbunden Imaginären. Neuere und jüngste performative Erzählweisen indes zeichnen sich einerseits durch eine wiedererwachte »Sehnsucht nach Wirklichkeit« – und damit historischer oder zeitgeschichtlicher Referenzialität – aus, andererseits jedoch durch ein Reflexionsniveau, das durch Moderne und Postmoderne gegangen ist und nicht dahinter zurückfallen will. In all den in diesem Band thematisierten und analysierten Lebensgeschichten liegen diese dem Schreiben nicht länger voraus, so daß sie von einem bestimmten zeitlichen und räumlichen Punkt nacherzählend *beschrieben* werden könnten. Vielmehr müssen Lebensgeschichten unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart immer wieder neu erzählend *erschrieben* werden. Dem gehen die Beiträge dieses Bandes nach. Einige, indem sie thematisch grundlegende Aspekte des Erzählens von Lebensgeschichten diskutieren – und dies im Zusammenhang mit dem aktuell sich abzeichnenden Interesse an der Theorie und Geschichte der Biographie.⁵ Andere Beiträge indes widmen sich einem einzelnen Werk oder einer Autorin/einem Autor, um auf exemplarische Weise allgemeine Fragen zum *biographischen Erzählen* in den Blick zu nehmen.

4 Vgl. Ebert (2010) (Hrsg.): *Das Glück des atonalen Erzählens. Studien zu Imre Kertész*. Dresden: Edition Azur 2010.

5 Vgl. Klein (2002), Fetz (2006) und (2009), Hemecker (2009), Klein (2009).

Zuvor jedoch muss geklärt werden, warum die *Lebensgeschichte* einen derart prominenten Platz in der europäischen Literatur der Moderne einnimmt. Um diese Frage zu beantworten, gilt es, den Blick über die Literatur hinaus in die Kulturgeschichte zu weiten. Denn dort tritt die *Lebensgeschichte* als eines der basalen kulturellen Muster der Moderne hervor, mit dem wir andere und uns selbst wahrnehmen und verstehen.

II.

Lange Zeit hatten die Menschen in Europa nur eine religiöse Biographie. Denn aus der Fülle der Lebensereignisse waren einzig jene relevant, die über das Verhältnis zu Gott Auskunft gaben. Wie vollzog sich der Weg zu Gott? Worin bestand das Erlebnis der Konversion? Was bewirkte einer mit der Kraft Gottes? Das Urmuster der religiösen Lebensgeschichte lieferten die *Confessiones* des Augustinus, die in einer hohen Zahl von Hagiographien und Heiligenlegenden abgewandelt worden sind. Kulminationspunkt des Lebens war demnach die Konversion, der Moment, in dem der Mensch zu seiner göttlichen Bestimmung fand. Einzig *daß* sie eintrat, war dabei wichtig, nicht *wann* und *wo* und unter *welchen Umständen*. So wurde jede erzählte Lebensgeschichte zum *exemplum*, das die göttliche Weltordnung bekräftigte.⁶

Für eine kulturhistorisch orientierte Sozialwissenschaft ist dabei entscheidend, daß es gesellschaftliche Institutionen geben muss, die einen solchen Bezug auf das eigene Leben fordern und anleiten – wie etwa über lange Zeit die katholische Kirche. Dazu stellen sie, qua ihrer Autorität und Macht, bestimmte Muster oder Präskripte bereit, die es ermöglichen, aus den unzähligen – sozialwissenschaftlich gesprochen: *empirischen* – Lebensmomenten einige wenige auszuwählen und in eine Ordnung zu bringen. Diese Ordnung, das hebt Alois Hahn hervor, der sich in vielen kultursoziologischen Studien mit den ›Konstruktionen des Selbst‹ beschäftigt hat, kann es vor dem Akt selektiver Vergegenwärtigung des eigenen Lebens gar nicht geben und muss deshalb «aus der Perspektive dessen, der nur den empirischen Lebenslauf für wirklich hält, als Fiktion angesprochen werden».⁷ Hahn nennt solche gesellschaftlichen Institutionen – anschaulich – *Biographiegeneratoren*.

In der Neuzeit hat sich die *Lebensgeschichte* nach und nach aus der Umklammerung des Religiösen gelöst. Die juristische Praxis des Geständnisses vor Gericht oder die Krankengeschichte treten als neue, weitere *Biographiegeneratoren* auf.

6 Vgl. Földeny (2006), S. 21-32.

7 Hahn (2000), S. 101.

Spätestens im 18. Jahrhundert steigt die *Lebensgeschichte* zu einer *sozialen Wissensform* auf. Sie stellt einen dominanten Modus dar, mit dem der Einzelne die soziale Welt der Moderne für sich ordnen und verarbeiten kann. Folglich spricht der Sozialwissenschaftler Peter Alheit in der Tradition der Wissenssoziologie und in Anspielung auf Berger/Luckmann von einer *biographischen Konstruktion von Wirklichkeit*. Die *Lebensgeschichte* ist so zu einem allgemeinen kulturellen Wissensmuster geworden, das entsprechend ideengeschichtlich gespeist die verbindlichen Konzepte von Individualität und Identität vorgibt.⁸

Ein wichtiges Element der *Lebensgeschichte* als sozialer Wissensform stellt die Verzeitlichung des Lebens dar. Die geschichtliche Entwicklung des Ich wird dabei als konstitutiv begriffen. Alheit und Hahn heben unter Rekurs auf Luhmann hervor, daß dies ein Resultat des gesellschaftlichen Laufs der Moderne sei, der zu einer immer größeren Ausdifferenzierung der sozialen Lebenswelt geführt hat. Damit korrespondieren auch die soziostrukturell angebotenen, größeren Handlungsspielräume für den Einzelnen. »Die Verzeitlichung der Selbstdarstellung«, schreibt Hahn, »wird vielmehr erst da zwingend, wo gleiche Gegenwart der Endpunkt extrem verschiedener Vergangenheiten sein können, wo also die Gegenwart nicht mehr hinlänglich viel Vergangenheit transparent macht. Erst in einer solchen Situation weiß man nicht mehr, wer ich war, wenn man weiß, wer ich bin.«⁹ Die Kehrseite der wachsenden Handlungsspielräume ist hingegen die damit ebenfalls wachsende Kontingenz des Lebenslaufs. Immer häufiger erfährt ein Ich, wie unterschiedlich Lebensbereiche und ihre inhärenten Normen sein können, es sich anpassen und damit zugleich seine Teilidentitäten synchronisieren muss. Auch ist ein Ich zunehmend mit dem Ausschluss aus gesellschaftlichen Bereichen – und damit mit existentiellen lebensgeschichtlichen Brüchen – konfrontiert. In einer solchen Situation, die vor allem die Spätmoderne prägt, kann es den sozialen Institutionen – den *Biographiegeneratoren* – immer seltener gelingen, gültige lebensgeschichtliche Präskripte anzubieten; der Einzelne ist auf sich selbst zurückgeworfen.¹⁰

Welche Rolle kommt nun in einem solchen kultursoziologischen Szenario der Literatur und dem literarischen Erzählen von Lebensgeschichten zu? Auch sie ist zunächst einmal als ein *Biographiegenerator* anzusehen, der, wenn auch in elaborierter Weise, auf bestimmten Schemata und Mustern beruht. Allerdings eignet ihnen ein totalisierender und synthetisierender Zug, wollen sie doch das »gan-

8 Vgl. Alheit/Dausien (2009), S. 285-315. Dort finden sich weitere Angaben zu den umfangreichen Studien von Peter Alheit.

9 Hahn (2000), S. 107.

10 Vgl. Schüle (2002), S. 1-20.

ze Leben« zur Darstellung bringen. Da literarische Lebensgeschichten zudem von einer unmittelbar pragmatischen Funktion entbunden sind, bzw. sich nach und nach daraus ablösen, werden sie zu einem Medium des Nachdenkens und der gegenseitigen Verständigung über das Leben. So bilden sie in starkem Maß das heraus, was Peter Alheit als *biographische Reflexivität* bezeichnet. Darunter versteht er die Form, in der in der Moderne über das Leben reflektiert wird. Damit werden literarische Lebensgeschichten zugleich, um eine Formulierung von Helga Schwalm aufzugreifen, zum »Schauplatz und zur Produktionsstätte neuer Identitäten, einer neuen Subjektivität«.¹¹ Einen wichtigen Impuls erhalten sie dabei durch die Aufklärung. Die große Hoffnung dieser Epoche auf die pädagogische Form- und Bildbarkeit des Menschen führt zu einem neuen anthropologischen Interesse und entfacht die Neugier auf Lebensgeschichten. Dieses Programm, das in Karl Phillip Moritz' *Erfahrungsseelenkunde* kulminiert, setzt die alte christliche Seelsorge im Zeichen des Verlusts des religiösen Weltbilds als empirisch orientiertes Projekt fort.

Innerhalb der europäischen Literatur gehen dabei der Roman und die Biographie – als faktuales und fiktionales Erzählen von Lebensgeschichten – eine enge Verbindung ein. Beide vollziehen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine *Wende nach innen* und bringen so erst das moderne biographische Erzählen hervor. Im Roman geht es nicht mehr wie in der antiken und barocken Tradition der Gattung darum, die Motive des Abenteuers und der Liebe in episodischer Weise zu verknüpfen, sondern die innere Entwicklung des Protagonisten zu schildern. Friedrich von Blanckenburg, dessen *Versuch über den Roman* aus dem Jahr 1774 eine der maßgeblichen theoretischen Schriften dieser anthropologisch-aufklärerischen Wende ist, formuliert es zugespitzt so: »Wenn der Dichter nicht das Verdienst hat, daß er das *Innere* des Menschen aufklärt, und ihn sich selber kennen lehrt: so hat er gerade – gar keins.«¹² Diese Forderung gilt ebenso für die faktuale Biographie. Sie etabliert sich in jener Zeit in dem Maße, als sie die eher zweckgebundenen Vorformen überwindet – etwa der Repräsentation eines Herrschers oder der religiösen Vorbildfunktion eines Heiligen – und als selbständige literarische Gattung in Erscheinung tritt. Dadurch findet sie Einlass in die sich konstituierende bürgerliche Öffentlichkeit der literarischen Gesellschaften, der Salons und der Kaffeehäuser und wird zum Gegenstand der dortigen Gespräche und Diskussionen.

In den englischen Auto/Biographien des 18. Jahrhunderts – das hat Helga Schwalm in ihrer grundlegenden Studie herausgearbeitet – lässt sich nun eine immer größere Spannung zwischen den vorgängigen Mustern lebensgeschichtlicher Darstellungen

11 Schwalm (2007), S. 15. Siehe auch den Beitrag von Helga Schwalm in diesem Buch.

12 Zit. nach: Hillebrand (1996) S. 115.

und der je individuellen Erfahrung feststellen. Immer häufiger findet sich in literarischen Auto/Biographien die Erfahrung geschildert, wie ein bestimmtes Ziel, eine bestimmte Norm nicht erreicht wird. Und doch wird gerade in diesem gesellschaftlichen und kulturellen Misslingen die eigene Erfahrung erkannt und als solche aufgewertet. Das Individuelle – im Sinne einer sich selbst bewusst werdenden Einzigartigkeit – konstituiert sich also gerade als ein *Verfehlen* der institutionell vermittelten Schemata und Präskripte, also genau darin, worin die eigene Lebenserfahrung sich widerständig zeigt gegen die Vorgaben der gesellschaftlichen Biographiegenerierung.¹³

Einher geht diese geschilderte Negation der gesellschaftlichen Vorgaben, die sich in Selbstbewusstsein verkehrt, mit einem immer bewussteren Einsatz der formalen, erzählerischen Mittel. Die entsprechenden Texte weisen eine immer höhere und komplexere Selbstorganisation auf. Schon bald lässt sich ein Spielen mit dem chronologischen Muster der Biographie beobachten oder auch ein Experimentieren mit Erzählmustern oder ganzen, sich ursprünglich ausschließenden Erzählmodellen – etwa durch Kombination von religiöser Biographie, Gelehrtenbiographie und Künstlerbiographie. Auch kommt es schnell zu einer bewussten, sich an der ›schönen Literatur‹ orientierenden Arbeit am sprachlichen Stil, um ihn als weiteren Ausdruck der Individualität zu nützen. Ferner zeichnet sich eine immer raffiniertere Figuraton des biographischen Erzählers ab, die auch vor meta-narrativen Einschüben nicht Halt macht – analog zu den Möglichkeiten, die sich der Roman in dieser Zeit erobert. Schließlich zeigen sich auch explizite Formen der Reflexivität auf die Biographie als Form. Kurz: mit der Literarisierung der Biographie setzt auch ein *Reflexiv-Werden* der Bedingungen und Möglichkeiten des biographischen Erzählens ein.

Können demnach das 18. und 19. Jahrhundert als eine Zeit angesehen werden, in der sich das faktuale und fiktionale Erzählen von Lebensgeschichten gegenseitig produktiv beeinflusst haben, so laufen im 20. Jahrhundert die jeweiligen Entwicklungen auseinander. Während die Form der Biographie weitgehend stagniert – mit wenigen Ausnahmen, so etwa der experimentellen Biographik in der Sowjetunion

13 Vgl. Schwalm (2007), S. 142-148. Insgesamt, so lautet die zentrale These, ist die Literarisierung der Biographie gekennzeichnet durch ein zunehmendes Herauslösen von handlungsorientierten Zwecken – wie sie die von Hahn genannten *Biographiegeneratoren* allesamt besitzen – und dadurch entsteht ein Spielraum, in dem die Bedingungen und Verfahren des Biographischen reflexiv werden. Dies lässt sich ohne Schwierigkeit bis zu den, von Ansgar Nünning sog. *biographischen Metafiktionen* der Postmoderne verfolgen. Siehe den Beitrag von Nünning in diesem Band.

in den 1920er Jahren¹⁴ – findet der Roman zu neuen, gebrochenen und höchst fragilen Formen des Erzählens. Die großen Formexperimente – und damit verbunden die Reflexionen auf das kulturelle Muster *Lebensgeschichte* – finden im 20. Jahrhundert in der Literatur als Ort der Fiktionalität statt.¹⁵ Diese wiederum greift weit über das ihr angestammte Feld hinaus. Literatur beansprucht eine Gültigkeit jenseits des fiktionalen Schutzraums. Sie wirft Fragen nach der Narrativität kultureller Prozesse auf, spielt Erzähl-, Ordnungs- und Konfliktmodelle durch und begreift die Grenze zwischen Faktizität und Fiktionalität als strukturell durchlässig. Deshalb befasst sich auch die Mehrheit der Beiträge in diesem Band mit fiktiven Lebensgeschichten. Sie hingegen auf ihre Fiktionalität zu reduzieren, würde den Texten wie ihren Interpretationen ihre erhellende Pointe rauben.

III.

Es hätte mehrere Möglichkeiten gegeben, die Beiträge dieses Bandes zu ordnen. Da die jeweils behandelten Werke aus sehr unterschiedlichen Zeiten des langen 20. Jahrhunderts stammen und z.T. sogar bis ins beginnende 21. Jahrhundert reichen, wäre eine stärker chronologische Ordnung vorstellbar gewesen. Auch thematische Blöcke hätten sich durchaus angeboten, etwa zur Aufarbeitung des Spanischen Bürgerkriegs durch Lebensgeschichten oder Lebensgeschichten nach der Shoah. Schließlich hätten die Beiträge auch, da sie einen Großteil der europäischen Literaturen abdecken, nach Nationalphilologien angeordnet werden können. Als Herausgeber haben wir uns indes entschlossen, unserem Interesse an formalen, narratologisch ausgerichteten Fragen nachzugeben und die Beiträge nach grundlegenden erzähltheoretischen Kategorien zusammenstellen. Insgesamt haben sich so fünf Kapitel herausgebildet.

Die Beiträge von Helga Schwalm, Andrea Bartl, Kurt Hahn und Patricia Osterstierle gehen in dem Kapitel **Urszenen biographischen Erzählens** verschiedenen Anlässen und Ursprüngen des Erzählens von Lebensgeschichten nach. Damit ist einerseits der in den Texten explizit gestaltete Akt des Erzählens gemeint. So etwa, wenn in Miguel Delibes Roman *Cinco horas con Mario* aus dem Jahr 1966 die Protagonistin Carmen Sotillo am Totenbett ihres verstorbenen Mannes schonungslos auf ihre gemeinsamen Ehejahre zurückblickt und darin zwischen Anklage und Beichte schwankt. Andererseits geht es aber auch um die außertextuellen Entstehungsbedingungen biographischer Erzählungen, wie etwa das Aufsuchen und Erle-

14 Fore (2009), S. 353-381.

15 Vgl. Wagner (2006), S. 49-60.

ben konkreter biographischer Orte das Erzählen auslösen. So beschreibt es Richard Holmes in seinem Buch *Footsteps*, in dem er in mehreren Erzählungen auf seine Anfänge als Biograph zurückblickt und die autobiographischen Erinnerungen mit dem von ihm recherchierten Lebensgeschichten ineinander aufgehen lässt. Das gilt aber auch für historische biographische Romane, wie zwei junge Beispiele zeigen, die sich jeweils eine lebensgeschichtliche Schlüsselsituation aus Goethes Leben widmen – *Faustinas Küsse* von Hanns-Josef Ortheil und *Ein liebender Mann* von Martin Walser. Bei Jean-Paul Sartre schließlich kehrt der Begriff der *Urszene* zu seinem Entstehungskontext in der Psychoanalyse zurück, allerdings in der von Sartre erweiterten Form: als Aufsuchen all jener Momente, in denen ein Individuum – für Sartre ein »einzelnes Allgemeines« – sein Leben entwirft.

Die narrative Instanz biographischer Erzählungen rücken die Beiträge von Peter Kuon, Dorothee Kimmich und Jürgen Link im Kapitel **Der biographische Erzähler** in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Die ersten beiden Autoren behandeln an zwei weit auseinanderliegenden Fällen den Versuch, die Maske eines ihnen fremden Ich-Erzählers aufzusetzen und mit einer autodiegetischen Erzählinstanz eine fiktive Autobiographie zu schreiben – Robert Merle in *La mort est mon métier* jene des Auschwitzkommandanten Rudolf Höß und Feridoun Zaimoglu in *Leyla* jene seiner Mutter. Jürgen Link hingegen geht der selten thematisierten ›ersten Person plural‹, dem ›wir‹ als Erzählinstanz nach u.a. an Beispielen von Ernst Jünger und Bertolt Brecht, um am Ende seines Beitrags einen Einblick in seinen eigenen Versuch zu geben, in *Bangemachen gilt nicht auf der Suche nach der Roten Ruhrarmee. Eine Vorerinnerung*.

Verschiedene Facetten des **räumlichen Erzählens** von Lebensgeschichten werden in den Beiträgen von Bernd Stiegler, Alexander Honold, Barbara Kuhn und Friedrich Wolfzettel thematisiert. Die *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* von Walter Benjamin dient Bernd Stiegler lediglich als Folie für ein erzählerisches Verfahren, durch das Lebensgeschichten im 20. Jahrhundert entindividualisiert werden. Gewonnen wird es durch die der Photographie entnommene Figur der Überblendung, der räumlichen Überlagerung zweier Aufnahmen, wodurch sich die scharfen Konturen des Einzelbilds auflösen und tendenziell ins Weiße überstrahlen. Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob* hingegen verweist bereits im Titel auf eine skeptische Erzählinstanz und führt exemplarisch die erzählerischen Verfahren der klassischen Moderne vor, die in diesem Fall gleichwohl einer strengen räumlichen Geometrie gehorchen. Daß Orte indes nicht nur Lebensgeschichten enthalten und freisetzen, sondern auch vorenthalten und verweigern können, lotet Georges Perec in vielen seiner Werke aus. Er wird so zu einem Kundigen der Nicht-Orte, die keine schlichten Negationen der Orte sind und schon gar keine *u-topoi* im klassischen Sinn, son-

dern über eine eigene passagere und mithin schmerzliche Qualität verfügen. Auf die Zumutungen des 20. Jahrhunderts reagiert auch Maxence Ferminé in seinen Romanen. Im Rückgriff auf das knappe symbolische Erzählen der Antike, das auf jede Beschreibung – und mithin jede konstitutive Funktion – des Raums verzichtet, entzieht er sich dem realistischen biographischen Erzählen. Das Leben wird bei ihm zu einem mythischen Entwurf.

Das vierte Kapitel **Rollenspiele: Rezeptionsästhetische Dynamiken zwischen Text und Leser** versammelt Beiträge, die den unterschiedlichen Modellierungen des Verhältnisses zwischen Text und Leser nachgehen. So spürt Dirk Niefanger dem Kalkül der Biographeme nach, mit denen Autorinnen und Autoren in den vielfältigen Paratexten des Literaturbetriebs biographische und autobiographische Partikel zu authentifizieren versuchen. Stefanie Schäfer und Peter Braun hingegen untersuchen – einmal an populären *Celebrity*-Biographien, das andere Mal an zwei literarischen Biographien von Hans Magnus Enzensberger – die unterschiedlichen impliziten Autorrollen, die sich die biographische Erzählinstanz geben können und die ihnen entsprechenden Rollen des impliziten Lesers. In der bewussten Gestaltung dieser Rollen liegt für die beiden Autoren der Enzensbergerische Eigensinn biographischen Erzählens.

Das fünfte Kapitel schließlich geht unter dem Stichwort *Performing Biography* der Frage nach, ob sich die postmodernen Reflexionen biographischen Erzählens, wie sie sich in den von Ansgar Nünning hergeleiteten *biographical metafiction*s zeigen, weiterentwickelt haben. Gibt es einen neuen Typus biographischen Erzählens, das auf der erreichten Reflexionshöhe bleibt und dennoch erneut den von der Postmoderne aufgekündigten referentiellen Pakt einfordert und einlöst? Luisa Banki führt als Beispiel die Erzählungen und Romane W.G. Sebalds an, die alle lebensgeschichtlich orientiert sind, sich aber bei näherer Betrachtung gerade von konkreten, nachweisbar biographischen Elementen entleert, um offen zu werden für kollektive Erfahrungen. Sebald setzt damit ein Verfahren fort, wie es von Walter Benjamin entworfen worden ist. Christian von Tschilschke schließlich untersucht an zwei Beispielen aus der jüngsten Spanischen Literatur ein aktuelles hybrides Genre, das unter dem Begriff der *Dokufiktion* gefasst werden kann, und geht der Frage nach, warum ein solches performatives Erzählen von Lebensgeschichten gerade für die kulturelle Aufarbeitung des Spanischen Bürgerkriegs so attraktiv ist.

IV.

Dieser Band geht auf eine Tagung im November 2008 zurück, die dank der finanziellen Unterstützung durch das Cusanuswerk Bonn und das Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« der Universität Konstanz realisiert werden konnte. Dafür danken wir beiden Einrichtungen. Ebenso bedanken wir uns bei Susanne und Christian Krepold, die damals beide vom Cusanuswerk gefördert wurden, für ihre tatkräftige konzeptionelle und organisatorische Mitarbeit. Ohne sie hätte die Tagung nicht in der Weise stattfinden können.

Für die Publikation wurden viele Beiträge überarbeitet und erweitert; auch konnten wir manch neuen Text für den Band dazu gewinnen. Wir danken allen Beiträgerinnen und Beiträgern für die ausgezeichnete und geduldige Zusammenarbeit. Alexander Müller hat die Texte redigiert und für den Druck eingerichtet. Für seine Umsicht und Sorgfalt sind wir ihm zu großem Dank verpflichtet. Abschließend geht unser Dank nochmals an das Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration«, das die Drucklegung des Bandes finanziell ermöglicht hat.

Konstanz und Jena – im Juni 2011

LITERATUR

- Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2009): »Biographie« in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive., in: Bernard Fetz (Hg.): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin/New York, S. 285-315.
- Fetz, Bernhard (Hg.) (2006): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. (Reihe Profile). Wien.
- Bernard Fetz (Hg.) (2009): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin/New York.
- Fore, David (2009): »Gegen den ›lebendigen Menschen‹. Experimentelle sowjetische Biographik der 1920er Jahre«, in: Bernard Fetz (Hg.): *Die Biographie. Zur Grundlegung ihrer Theorie*. Berlin/New York, S. 352-381.
- Ebert, Dietmar (Hg.) (2010): *Das Glück des atonalen Erzählens. Studien zu Imre Kertész*. Dresden.
- Földeny, László (2006): »Exemplum und Memento. Die Biographie als Mittel der Darstellung«, in: Bernhard Fetz (Hg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien, S. 21-32.
- Hahn, Alois (2000): »Biographie und Lebenslauf«, in: ders.: *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie*. Frankfurt a. M., S. 97-115.

- Hemecker, Wilhelm (2009): *Die Biographie. Beiträge zu ihrer Geschichte*, Berlin. New York.
- Hillebrand, Bruno (1996): *Theorie des Romans. Erzählstrategien der Neuzeit*. Frankfurt a.M.
- Kertész, Imre (1999): *Galeerentagebuch*. Reinbek bei Hamburg (im Original veröffentlicht 1992).
- Klein, Christian (Hg.) (2002): *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart.
- Klein, Christian (Hg.) (2009): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart.
- Schüle, Andreas (2002): »Einleitung«, in: ders. (Hg.): *Biographie als religiöser und kultureller Text*. Münster, S. 1-20.
- Schwalm, Helga: *Das eigene und das fremde Leben. Biographische Identitätsentwürfe in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts* (Reihe: text und theorie, Bd. 7). Würzburg.
- Wagner, Karl (2006): »Glanz und Elend der Biographik«, in: Bernhard Fetz (Hg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*. Wien, S. 49-60.